

Über die Autorin:

Claire Stihlé wurde in der Nähe von Colmar geboren, studierte in Frankreich und in Deutschland, wo sie auch lebt. *Wie uns die Liebe fand* über ein Dorf im Elsass ist ihr erster Roman. Im Herbst 2021 erscheint von der Autorin *Der Ort der verlorenen Herzen*.

CLAI'RE STIHLÉ



Wie uns
die Liebe
fand

R o m a n

DROEMER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Eigenlizenz August 2021
Droemer Taschenbuch
Originalausgabe Mai 2020
Droemer Paperback
© 2020 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: Zero Media
Coverabbildung: FinePic®, München
Illustrationen im Innenteil: gettyimages/
Photographer's Choice RF/Rosemary Calvert
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30738-0

*Für meine Großmutter,
die einen wunderbaren Humor hat*

»Da zerplatzt einem das Glück im Hirn, wenn man die nimmt.« Das war der Spruch meiner ältesten Tochter Marie, als sie ihr erstes Paar Liebesbomben in unserem Laden verkauftete. Für zehn Francs das Stück. Ein halbes Jahr später hatten wir dreitausend davon an den Mann gebracht. Und an die Frau. Wir fühlten uns reich. Wir waren es auch, verglich man unsere finanzielle Situation mit der von früher.

Das alles ist viele Jahre her. Vierzig, um genau zu sein. Inzwischen bin ich zweiundneunzig und so krumm, dass mein Kopf von ganz allein zu Boden zeigt, die Stirn voraus. Mein Körper weiß genau, wo er bald landen wird. Er gibt bereits die Richtung vor. Aber mein Geist ist noch auf der Höhe, das kann ich Ihnen sagen. Da können selbst manche Sechzigjährige nicht mithalten. Ach, was rede ich, nicht mal die Fünfzigjährigen und die Vierzigjährigen. Selbst die, die in den Dreißigern stecken, sehen alt neben mir aus, zumindest dann, wenn es um das Gedächtnis geht. Ich bin wirklich ein Phänomen. Das mag eingebildet klingen. Aber mit zweiundneunzig Jahren kann ich mir das erlauben. Wobei ich die jungen Leute auch in Schutz nehmen muss. Erinnerung hat für sie eine ganz andere Bedeutung als für jemanden wie mich, der dem Tod näher steht als dem Leben. Immerhin haben die jungen Menschen die Zukunft noch vor sich, da müssen sie sich weniger mit dem abmühen, was früher war, als damit, was kommen wird.

Ich erinnere mich an alles. Selbst an kleine Details. Ich habe Jahreszahlen und Namen im Kopf. Ich weiß, was wann wer an

welchem Tag getragen hat und wie hoch die Sonne jeden Morgen stand, wenn ich die Post aus dem Briefkasten holte. Sicherlich, die Erinnerung trägt, heißt es. Und manches habe ich bestimmt vergessen, obwohl es mir schwerfällt, das zuzugeben, nachdem ich hier gerade eben mit meinem Gedächtnis geprahlt habe. Wahrscheinlich habe ich vieles weniger vergessen als verdrängt. Im Kern jedoch, da bin ich mir sicher, ist das, woran man sich erinnert, wahrer als die eigentliche Wahrheit selbst. Schließlich benennt man das, was einem wichtig ist, während man das, was nicht wichtig werden soll, ignoriert. Für einen selbst oder für andere.

Damals, 1979, als es mit den Liebesbomben anfing, war ich selbst noch jung. Zweiundfünfzig. Das ist wirklich kein Alter, auch wenn ich das zu jener Zeit keinesfalls bestätigt hätte. Ich erinnere mich, wie alt und ausgelaugt ich mich in meinen Fünfzigern oft gefühlt habe. Wie mir der Rücken schmerzte und ich mir Ruhe und Erholung wünschte. Abstand zum Alltag, zum Hamsterrad, das mich in seinen Umdrehungen gefangen hielt. Aber damals wusste ich ja nicht, wie es ist, zwei- und neunzig zu sein, wie es ist, nur noch mit Mühe in den Himmel blicken zu können, weil einem das, was man erlebt hat, so sehr auf die Schultern drückt, dass das Einzige, was man automatisch sieht, die Erde ist, der man sich zuwendet.

Die Dinge verändern sich im Laufe der Zeit eben. Aber nicht nur die Dinge, auch Ansichten und Einsichten. Die Bescheidenheit und die Demut gegenüber dem Leben wachsen.

Mein Name ist übrigens Marie-Anne Nanon, doch alle nennen mich Madame Nan. Wegen meines Vaters. Weil er mich zu seinen Lebzeiten immer nur Nan statt Marie-Anne rief. Angeblich, weil ich als Kind Schwierigkeiten hatte, meinen Nachnamen richtig auszusprechen. Ich verschluckte wohl jedes Mal die Endung und gab mir so den Kosenamen, den ich bis heute trage: Madame Nan.

Mit meinen vier Töchtern lebe ich in Bois-de-Val, einem Tausenddreihundert-Seelen-Dorf am Fuß des Sonnenbergs im Département Haut-Rhin im Elsass. Mit Blick auf den saftigen Wald, der sich an den Hängen erstreckt und fast zwei Drittel des ganzen Gemeindegebiets bedeckt.

Bei uns im Dorf gibt es nicht viel, dafür aber alles, was man braucht: eine Post, eine Bäckerei, eine Metzgerei, eine Apotheke, eine Bank, einen Friseur, zwei Restaurants, eine Kneipe, drei Hotels, guten Wein und gute Luft. Vor vierzig Jahren jedoch gab es nur die gute Luft und ausreichend Wein für den eigenen Verbrauch. Auch eine Schule und einen Campingplatz. Und nicht zu vergessen: Monsieur Boberschrams ziemlich heruntergekommenen Lebensmittelladen, gleich bei uns um die Ecke. In ihm lebten mehr Kakerlaken (die großen dunkelbraunen und die kleinen hellbraunen), als es Bewohner in unserem Dorf gab. Wir kauften trotzdem dort ein. Das war einfacher, wenn man mal schnell etwas brauchte, als aus dem Ort herausfahren zu müssen, um in einem der Hypermarchés hinzumachen. Außerdem mochte ich die neuen, großen Supermärkte nicht. Ich mag sie bis heute nicht. Ich fühle mich in ihnen verloren, klein, kleiner, als ich mich bei meiner Körpergröße von einem Meter achtzig (gut, inzwischen, bei dem Bogen, den mein Oberkörper macht, sind es vielleicht nur noch ein Meter und sechzig, aber trotzdem!) fühlen müsste.

Ansonsten gab es damals in Bois-de-Val nur noch ein paar Höfe und zwei Fußballplätze. Ja, zwei. Einen unten, neben der Kirche, und einen oben, in der Nähe des Waldrands. Auf beiden verbrachte mein lieber Mann Bernard, Gott hab ihn selig, viel Zeit. Als Schiedsrichter oder Trainer oder als Spieler, Sturm, vorne links. Gelegentlich auch rechts, wenn es denn sein musste.

Meine Töchter Marie, Anne, Chloé und Coraline sind heute sechzig, neunundfünfzig, sechsundfünfzig und fünfzig. Aber

damals, 1979, denn von dieser Zeit möchte ich Ihnen erzählen, waren sie gerade mal zwanzig, neunzehn, sechzehn und zehn, alle aschblond, alle schwarzäugig, alle zu groß (ein Meter fünfundachtzig, bis auf Coraline, aber die wuchs ja noch) und grundverschieden. Sie sind nie aus Bois-de-Val weggegangen. Mit Ausnahme meiner zweitältesten Tochter Anne, die für zwei Jahre das Großstadtleben in Straßburg schnupperte, um nach dieser Erfahrung rasch wieder in unser Dorf zurückzukehren und sesshaft zu werden. Alle meine Töchter haben mich zur Großmutter gemacht, zwölfmal, jede drei Kinder. Nur Mädchen, von denen weniger als die Hälfte noch hier wohnt. Dafür in den Nachbargemeinden, bis auf das mittlere Kind von Anne, das auf die Île de la Réunion ausgewandert ist (so wie meine Schwester Alice, die seit 1950 dort lebt), um ihrer Arbeitslosigkeit ein Ende zu bereiten und den Fischen im Indischen Ozean beim Schwimmen zuzusehen.

Zu Hause sprachen wir überwiegend elsässisch, obwohl das nach dem Zweiten Weltkrieg kaum einer mehr tat. Aus gutem Grund: Es war die Sprache des Feindes, der Deutschen. Und damit verpönt. Und nicht nur das: auch unter Strafe verboten. Wie oft mussten meine Kinder den Satz *Je ne parle plus l'alsacien* niederschreiben, fünfzigmal hintereinander, weil sie von Monsieur Tretter, dem einzigen Finsterling und ehemaligem Schulleiter, dabei erwischt worden waren, wie sie sich auf dem Schulhof auf Elsässisch miteinander unterhielten. Monsieur Tretter bekam es mit mir zu tun, das kann ich Ihnen sagen. Wegen mir verließ er die Schule. Wegen mir verließ er unser Dorf. Aber warum, das verrate ich Ihnen zu einem späteren Zeitpunkt, dann, wenn ich in der Stimmung dazu bin.

Oft wissen die jungen Leute von heute gar nicht mehr, dass es uns auch während der Besatzung verboten war, elsässisch zu sprechen. Und das, obwohl die meisten Deutschen unsere Mundart verstanden. Gerade diejenigen, die aus Baden ka-

men. Vor allem aber hatten es unsere Besatzer auf das Französische abgesehen. Nur Hochdeutsch war erlaubt. Alles wurde »regermanisiert«, wie die Nationalsozialisten dazu sagten. Für ein »Bonjour« oder ein »Bonsoir« gab es Gefängnishaft. Derjenige, der Jean getauft worden war, wurde Hans gerufen. An den Namen Rüdiger mussten sich diejenigen gewöhnen, die eigentlich Roger hießen. Selbst die Wasserhähne, auf denen »chaud« und »froid« stand, wurden ausgetauscht und als deutschlandfeindlich angesehen. Als könnten Hähne es mit einem Land aufnehmen.

Immer wieder drohten uns die Deutschen mit dem Umerziehungslager, das knapp hundert Kilometer von Bois-de-Val entfernt lag. Jeder kannte einen, der dort gelandet war, oder hatte von jemandem gehört, der einen kannte, der dort hingekommen sei, damit ihm die antideutsche Haltung ausgetrieben werde. Es war schrecklich. Besonders schlimm war es für meinen Vater. Schlugen doch zwei Herzen in seiner Brust. Das Herz seiner elsässischen Mutter und das seines bretonischen Vaters. Er wurde, wie viele Männer unter achtunddreißig, von den Deutschen zwangsrekrutiert und sollte gegen seine eigenen Leute kämpfen. Was er nicht wollte und nicht konnte. Er floh. Beziehungsweise: Er versuchte zu fliehen und wurde an der Grenze zur Schweiz erschossen. Eine Kugel, direkt in den Kopf.

Für Deserteure gab es kein Erbarmen.

Meine Mutter hatte sein Vorhaben bewilligt. Ich hatte gelauscht und durch den Türspalt in die gute Stube geblickt. Ich hörte, wie meine Mutter zu ihm sagte: »Lieber erschießen dich die Deutschen, als dass du von einem Franzosen erschossen wirst.« Mein Vater nickte, Tränen in den Augen, groß wie Tautropfen. Dann stand er vom Tisch auf, eine Hand an ihrer Schulter, und verließ das Haus über die Terrassentür zum Garten. Ohne sich noch einmal nach ihr umzudrehen.

Von mir hatte er sich auch verabschiedet. Kurz vor dem Zu-

bettgehen. Noch heute spüre ich seine feste Umarmung, wenn ich an ihn denke. Sein Herz, das so laut schlug, dass es meines in seinem Rhythmus durcheinanderbrachte. Ich fuhr ihm über seine behaarten Arme. Immer auf und ab. Mein Vater hatte eigentlich keine Haare, er hatte ein Fell. Ein dichtes, dunkles Fell auf dem Rücken, auf der Brust, an den Armen und den Beinen. Ich mochte dieses Fell, weil ich fand, dass er stark aussah damit.

Ich vermisste meinen Bobba. Niemals hätte ich gedacht, dass ich das auch noch mit zweiundneunzig Jahren sagen würde. Aber es ist so. Das Alter spielt dabei keine Rolle. Vielleicht vermisste ich ihn, weil ich ihn nur so kurz kennenlernen durfte, aber lange genug, um mich an ihn erinnern zu können. Ich wünschte, ich hätte mehr Zeit mit ihm erlebt. Aber wer wünscht sich das nicht, wenn ein geliebter Mensch zu früh von uns geht?

* * *

Marie, meine Älteste, die Erfinderin der Liebesbomben, wurde von allen bei uns im Dorf und weit über die Dorfgrenzen hinaus anerkennend *La créatrice de la petite bombe d'amour* genannt. Sie kam schon mit einer Neugierde zur Welt, von der sich ihre Schwestern mal eine Scheibe hätten abschneiden können. Anne, Chloé und Coraline wirkten im Vergleich zu ihr eher träge. Faul, um genauer zu sein. Nur nicht, wenn es darum ging, sich zu streiten. Dann sprühten sie vor Energie, waren kaum zu bändigen.

Marie war auch die Einzige von uns, die schon immer offen war für andere Menschen und andauernd Kontakt suchte. Auf der Straße, beim Einkaufen, beim Spaziergang durch die Wälder. »Hallo, ich bin Marie. Wer bist du? Ich bin viereinhalb

Jahre. Ich bin sieben Jahre. Ich bin gestern zwölf geworden.« So ging es die ganze Zeit.

Sie hatte auch stets viele Freundinnen, mit dreizehn einen ersten Freund. Der wurde recht bald ersetzt durch einen, den sie attraktiver fand. Manchmal wusste ich gar nicht mehr, ob ich den Jungen schon kannte, mit dem sie Händchen haltend bei uns im Garten stand, während sie ihm ihren ganzen Stolz präsentierte: den Bergahorn, den meine Ururgroßmutter Thérèse einst gepflanzt hatte, und darin, weit oben im Geäst, das geräumige Baumhaus, von meinem lieben Mann Bernard, Gott hab ihn selig, erbaut, der jetzt schon seit neunundvierzig Jahren unter der Erde liegt. Kaum zu glauben. Wie aber auch die Zeit verfliegt!

Irgendwann jedenfalls stand Marie mit Malou im Garten, nicht Hand in Hand, dafür Arm in Arm, und blickte nach oben in die rauschenden Blätter, die das Baumhaus verdeckten.

Malou blieb.

Malou hätte ich unmöglich nicht wiedererkennen können. Schon allein wegen seiner Ohren nicht. Die waren so groß und abstehend, dass sie wie die Rücklichter der Geliebten unseres Bürgermeisters, ein *Deux Chevaux*, rot-weiß, namens Dolly, leuchteten, sobald die Sonne durch die Ohrmuschel hindurchschien.

Malou kam aus Algerien, aber seine Mutter, eine Leichtathletin, stammte aus Mali und hatte ihm ihr sportliches Aussehen vererbt. Malou war eineinhalb Köpfe größer als Marie und so durchtrainiert, dass man jeden einzelnen Muskel sah, wenn er sich bewegte. Selbst dann, wenn er es nur ein bisschen tat. Hand ausstrecken, bücken. Das reichte schon, damit sich die ganze Pracht seines Körpers entfaltete. Ein Adonis par excellence, das können Sie mir glauben.

Wie viele Algerier war Malou nach Frankreich gekommen,

um zu arbeiten. Er reiste über Marseille ein mit nicht mehr als einem Rucksack auf dem Rücken und einem Koffer in der Hand. Die meisten seiner Landsleute blieben im Süden Frankreichs, ließen sich dort nieder. Aber Malou wollte dahin, wo es niemanden von seinen Leuten hin verschlug: zu uns, ins Elsass. Er sprach fließend Französisch, wobei das nicht die Sprache war, in der er dachte oder träumte. Das war Tamazight – der Klang seiner Heimat, Erinnerung an seine Familie, die bei einem Anschlag ums Leben gekommen war. Nur die Großmutter überlebte. Malou ließ sie alleine zurück, vor einer Schüssel sitzend, in der sie mit ihren hundertjährigen Fingern Teig knetete.

Malou wollte eine Zukunft, die seine Großmutter nicht haben würde, weil es ab einem bestimmten Alter nur noch Gegenwart und Vergangenheit gibt, wie er uns erklärte. Malou war zwar nicht wirklich gebildet, dafür sehr schlau. Das wusste ich damals schon, aber jetzt, im Nachhinein, da ich mit zweiundneunzig Jahren die Sache mit der Vergangenheit und der Gegenwart, die die eigentliche Zukunft so alter Damen ist, wie ich es bin, quasi leibhaftig erfahre, verneige ich mich noch tiefer vor Malous Klugheit.

Von seiner Zeit in Algerien sprach Malou nie. Das sei ein Kapitel in seinem Leben, das er nicht mehr aufschlagen werde. Er habe seiner Großmutter versprochen, sich um seine Zukunft zu kümmern, und die beginne damit, sich nicht mehr mit seiner Vergangenheit zu beschäftigen.

»Raue Schale, weicher Kern«, war der Kommentar meiner Ältesten dazu. Und: »Zum Anknabbern«, wie sie weiter scherzte und sich dann die Lippen leckte. Marie war schon immer ein sinnlicher Mensch gewesen.

Malou sog das Elsässisch auf wie ein Schwamm. Nach ein paar Monaten beherrschte er unsere Mundart ziemlich gut. Es war verblüffend. Und so wurde er schneller Elsässer als Fran-

zose. Was auch damit zusammenhing, dass er den stets etwas schwerblütigen Monsieur Boberschram rettete – an einem besonders heißen Samstagnachmittag im April 1979, kurz vor Ostern.

Von überall her drückten die Touristen in unser Dorf, belagerten mit ihren Wohnwagen den einzigen Campingplatz weit und breit. Es waren hauptsächlich Deutsche aus Schwaben und Baden, auch ein paar Holländer und Südfranzosen waren darunter. Von ihren fahrbaren Unterkünften aus wollten sie in die Wälder, Weinberge und in die Vogesen ausschwärmen. Wanderkuren, Weinverkostungen, Schlemmerwochen. Da war stets für jeden etwas dabei.

Unter den Urlaubern befand sich auch ein Schwachmat, vollgepumpt mit Drogen, der glaubte, es sei eine besonders intelligente Idee, mit vorgehaltener Waffe (es war nur eine Spielzeugpistole, aber dennoch!) Monsieur Boberschram ausrauben zu wollen, der den kleinen Lebensmittelladen bei uns um die Ecke betrieb.

Malou, zufällig in der Nähe, schlug dem Schwachmatikus kurz entschlossen eine Flasche Marillenschnaps – den besten, den Monsieur Boberschram im Regal stehen hatte – über den Kopf und rettete damit dessen Leben (Monsieur Boberschram stand kurz vor einem Herzinfarkt). Außerdem bewahrte er ihn vor dem Bankrott, denn Monsieur Boberschram brachte selten seine Tageseinnahmen zur Bank. Stattdessen bunkerte er sie in einer Schuhsschachtel unter dem Tresen, auf dem die Kasse stand – was jeder, aber wirklich jeder in Bois-de-Val wusste.

Seitdem war Malou bei uns eine Art Dorfheld. Früher hatte es bei uns nur die Auszeichnung zum Dorftrottel gegeben. Das ist schon lange her, in meiner Kindheit. Aber die Kindheit prägt ja, das sagt man nicht ohne Grund.

Ich denke da zum Beispiel an François Babion, der seine Zunge beim Sprechen nicht bewegte, sodass niemand sagen

konnte, was er da eigentlich von sich gab, wenn er mal etwas von sich gab, was sowieso so gut wie nie vorkam. Er war der erste Dorftrottel, den ich mitbekam, als sich die Jungs aus der Nachbarschaft versammelten, um ihm ein paar Eier an den Hinterkopf zu werfen, sobald er die Straße entlangging. Einfach so, aus Spaß an der Sache. Irgendwann zogen seine Eltern mit ihm weg, auf die andere Seite des Rheins. Im Dorf sagten sie, Babions Vater sei schon immer ein besserer Deutscher gewesen. Aber ich glaube, Babions Eltern wollten nur ihren Sohn retten, damit er sich nicht das Gleiche antat wie Arthur de Reichmann.

Arthur de Reichmann war der Dorftrottel einige Jahre vor François Babion. Ich war zu klein, um ihn mitzubekommen. Zwei oder drei Jahre alt.

Man erzählte sich, Arthur habe zu lange in einem Silo gestanden und so viel Kohlendioxid eingeatmet, dass er fast erstickt sei. Diesem grausamen Tod sei er nur dank einem gut gefütterten Kater entkommen, der um Hilfe rief, indem er wie ein tollwütig gewordener Hund einem vorbeigehenden Passanten ins Hosenbein biss und ihn dann zum Silo führte. Das brachte dem Kater den Spitznamen *Fetter Retter* ein und lobende Worte des Pfarrers von der Kanzel unserer Kirche. Arthurs Verstand aber half die Rettungsaktion nur bedingt. Seine Hirnzellen hatten sich auf ein Minimum reduziert, auf gerade noch so viel, dass er mit ihnen leben konnte.

Auf Arthur wurden nicht nur Eier geschmissen. Auch Kuhmist landete in seinem Rücken, auf seinem Kopf und an seinen Beinen. Er hängte sich in der Scheune seiner Eltern auf. Wegen der Demütigungen seiner Schulkameraden, wie der Abschiedsbrief verriet.

I hass eich. I ko nemmi. I geh.

PS: Momma, Bobba, I red ned von eich.

Eich howi gara.

Das waren seine letzten Sätze.

Bei Malou verhielt es sich anders. Andersrum – könnte man meinen. Wurde er vor dem Überfall auf Monsieur Boberschram noch kritisch beäugt – *Was macht der hier, soll er doch nach Marseille gehen und da sein Glück versuchen oder am besten gleich ganz zurück, dorthin, wo er hergekommen ist* –, nickten ihm nach seiner K.-o.-Aktion mit dem Marillenschnaps alle freundlich zu. Die Mädchen drehten sich nach ihm um und tuschelten, die Jungs bewunderten seinen Mut und seinen Körper, klopften ihm anerkennend auf die Schulter, ein paar der Alten reichten ihm die Hand, bedankten sich bei ihm für die Zivilcourage, die sie ihm gar nicht zugetraut hätten. Und plötzlich fanden auch alle seine Ohren nicht mehr verspottungswürdig. Im Gegenteil. Sie seien etwas ganz Besonderes. So etwas wie ein Markenzeichen.

Malou hatte es geschafft. Er war bei uns aufgenommen worden. Der Zufall hatte es ihm ermöglicht, trotz seiner Herkunft. *Auf Monsieur Boberschram! Hoch die Gläser! Auf Malou!* Plötzlich wurde auch ich auf der Straße angesprochen, was für ein hübsches Paar Marie und Malou doch seien und dass die Störche in den Nestern schon ganz unruhig umherstelzten. *Storrik, Storrik, stibber din Bein und bring de Momma ö Bubbe heim.* Alle waren davon überzeugt, einer der Störche würde sich bald aufmachen zum Kinderbrunnen, dem Kinderbrénnla, der sich auf einem Pfad unweit des Kreuzwegs hoch über Bois-de-Val befindet. Dort würde er ein Kind vom Grund des Brunnens herausholen und es auf dem Rücken tragend zur Mutter bringen. Es ist ein alter Volksglaube, den alle aus unserem Dorf nur zu gerne zitieren. Manches hat eben Tradition. Da war es auch ganz egal, dass es damals bei uns keine Störche mehr gab. Fast ausgestorben.

Marie und Malou waren in der Tat ein schönes Paar. Nicht nur wegen ihrer Optik. Sie liebten sich sehr, was ich und meine anderen drei Töchter auch jede Nacht zu hören bekamen. Das

Zimmer unter dem Dach, das die beiden bewohnten, war nicht gedämmt worden. Weder nach außen hin noch nach innen. Das hatte Bernard, Gott hab ihn selig, versäumt, weil er meinte, wir würden das Dachgeschoss sowieso nur als Stauraum für Koffer und alten Kram benötigen. Er hatte nicht mit Coraline gerechnet, unserer Jüngsten, die sich ungewollt in mir eingenistet hatte und umso willkommener von mir auf die Welt gepresst wurde.

Marie und Malou legten meistens so gegen dreiundzwanzig Uhr los. Dann rumpelte und klopfte es in regelmäßigen Abständen gegen den Dielenboden, bis die Abstände immer kürzer und dafür umso lauter wurden. Ich bin ja nicht prüde. Das kann man wirklich nicht von mir behaupten. Und so habe ich meine Töchter auch nie erzogen. Aber das bei Marie und Malou ging dann doch zu weit. Man glaubte regelrecht, das Obergeschoss könnte einstürzen oder ein riesiger Durchlass müsste sich auftun, und die beiden würden in ihrem Liebestaumel bis ins Wohnzimmer krachen, wenn sie so weitermachten. Begleitet wurden die Liebesstöße von tierischen, kehligen Lauten, die eindeutig belegten, dass das junge Paar sich auch unterhalb der Gürtellinie ausgezeichnet verstand.

Anne, Chloé, Coraline und ich hielten uns dann immer die Ohren zu. Coraline drückte ihren Kopf gerne auch mal ins Daunenkissen, um die Geräusche aus dem Dachgeschoss zu dämpfen.

Jeden Morgen beim Frühstück – Marie fütterte Malou mit Brioche, die sie in ihren Bol mit warmer Milch tunkte – bat ich sie, ihre Leidenschaft doch woanders auszuleben. Es sei eine Zumutung für uns. Denn diejenigen, die um die Zeit ihrer Erregung schliefen, würden geweckt, und diejenigen, die noch nicht schliefen, kämen nicht zur Ruhe. Das sei auf Dauer nicht gesund. Außerdem hätte niemand von uns Interesse daran, so sehr an ihrem Liebesleben teilzuhaben. Das Grunzen der Schweine von Monsieur Littwiller, der einen Hof kurz vor

dem Dorfausgangsschild führte, sei erträglicher als das, was sie von sich gaben.

So kam es, dass Marie und Malou sich das Baumhaus zu eigen machten. Sie verkleideten den Innenraum mit Seegrasmatten. Sie dämmten auch die Außenfassade mit Platten aus Holzwolle (Malou kannte sich aus, er arbeitete viel auf dem Bau und in den Wäldern), sie besorgten sich zudem eine kleine elektrische Heizung und eine Kabeltrommel mit fünfundzwanzig Metern orangefarbenem Kabel, das vom Baumhaus herab quer über den Garten zur nächsten Steckdose gespannt wurde. Sie kauften auch eine Öllampe und ein Dutzend bunter Lampions, die sie in den Bergahorn hängten, bis dieser auch nachts mithilfe von kleinen Glühbirnen in seiner ganzen Wohlgestalt erstrahlte.

Die beiden hatten wirklich ein Händchen dafür, sich in den Wipfeln ein Liebesnest zu bauen. Farbenfroh, warm und mit Lärmschutz. Wobei Letzterer nur beschränkt funktionierte. Zwar mussten meine Töchter und ich nicht mehr fürchten, dass das Obergeschoss einkrachte, dafür wurden die Laute von Maries und Malous allabendlicher Exaltation vom Wind durch ganz Bois-de-Val getragen. Und so kamen im Laufe der Zeit immer mehr Zaungäste zu unserem Haus – Halbstarke ebenso wie die ganz Alten unserer Gemeinde –, in der Hoffnung, im beleuchteten Bergahorn einen Blick auf das vollkommene Glück zu erhaschen. Konnte ja nicht schaden, davon etwas mit nach Hause zu nehmen. Es war zum Haareraufen!

Bei der Ausdauer und Kontinuität, die meine Älteste und mein Schwiegersohn in spe hinlegten, befürchtete ich, das Gerede von den unruhigen Störchen im Dorf könnte bald wahr werden, Storchenarmut hin oder her. Aber Großmutter wollte ich nicht werden. Nicht so schnell jedenfalls. Denn keiner meiner Töchter, die körperlich reif genug dafür waren, traute ich zu diesem Zeitpunkt zu, sich eigenverantwortlich um ein Kind zu kümmern. Ich wusste, was passieren würde, falls die

Störche ein Baby aus dem Brunnen holen sollten: Ich würde als Hebamme und Ganztagsoma missbraucht werden, ohne dabei meine Rolle als Mutter aufzugeben zu können – und nach vier Kindern, die ich halbwegs alle auf den richtigen Weg gebracht hatte (abgesehen davon war Coraline mit ihren zehn Jahren noch ziemlich jung), war diese Vorstellung alles andere als einfach für mich. Ich freute mich schon darauf, mich wieder etwas mehr um mich selbst kümmern zu können. Reisen wollte ich, was mit den Kindern ja nicht möglich war. Viel zu teuer. Ich träumte davon, einmal an die Côte d’Azur zu fahren, nach Rom und zu meiner Schwester auf die Île de la Réunion, zu der bis auf eine Postkarte jährlich an Weihnachten jeglicher Kontakt abgebrochen war. Vielleicht würde ich sogar versuchen, einen neuen Mann für mich zu finden, mochte es mir Bernard, Gott hab ihn selig, verzeihen.

Ich sprach meine Älteste darauf an. Als Prävention quasi.

»Du weißt schon, was Pariser sind, Marie?«

»Ja, Menschen, die in Paris leben, warum fragst du das?«

»Und du weißt auch, wie man sie benutzt, oder?«

Marie lachte. Die Hände verschämt vor dem Mund (was nun wirklich absurd war, da sie ja keinerlei Scham zeigte, wenn es darum ging, dass jeder ihren Liebespraktiken mit Malou zuhören konnte).

»Aber Momma, was sollen wir denn jetzt mit einem Kind? Wir sind doch selbst noch fast welche. Mach dir keine Sorgen. Malou und ich passen auf.«

Das beruhigte mich. Ich wollte es ihr glauben.

* * *

Nachdem sich Monsieur Boberschram von dem Raubüberfall erholt hatte – er war immer noch recht blass, und auch seine

sonst so blauen Augen hatten an Farbe verloren –, kam er mit einer Flasche Marillenschnaps (dem zweitbesten, den er im Regal stehen hatte), einem Crémant und einem Gewürztraminer bei uns vorbei. Im Gepäck hatte er noch Käse, Wurst, Baguette, Schokolade, Saft und eine Überraschung. Er setzte sich an den Tisch, zog den Korken aus dem Gewürztraminer und füllte die Gläser. Für jede von uns eines, außer für Coraline, ihr gab er einen Traubensaft aus. Weinrot. Dann legte er mit fester Stimme los: »Ich bin alt.« Gleich darauf machte er eine Pause, atmete tief durch, kostete seinen Auftritt aus.

»Seit dem Tod meiner Mutter führe ich das Geschäft. Es lief immer gut, wenn auch etwas schlechter in letzter Zeit. Ich fühle mich zunehmend müde, lasse den Laden öfter geschlossen, als es mir lieb ist. Ich habe ja keine Kinder, wie ihr wisst, an die ich mein Geschäft vererben könnte. Und Marguerite, meine liebe Frau, ist viel zu früh von mir gegangen.«

Wieder machte er eine lange Pause. Länger noch als die, die er zuvor eingehalten hatte. Er faltete die Hände und senkte das Kinn in Richtung der Daumen, die sich leicht berührten. Dann schloss er die Augen. Ich dachte schon, er sei eingeschlafen, leide an Narkolepsie oder Ähnlichem, als er plötzlich mit kräftiger Stimme fortfuhr: »Ich möchte nicht lang um den heißen Brei herumreden. Ich möchte euch dafür danken, dass ihr mein Leben gerettet habt. Ich wünsche mir, dass ihr meinen Laden übernehmt. Ich schenke ihn euch. Ihr habt es verdient. Für mich ist es an der Zeit, mich zurückzuziehen, es langsamer angehen zu lassen. Ich habe genug angespart, um davon leben zu können.«

Beim letzten Satz hob er sein Glas an die Lippen und trank es in einem Zug aus. Dann füllte er es sofort wieder nach.

Als die strohgelbe Flüssigkeit bis an den Rand gestiegen war, reckte er stolz das Kinn in die Höhe und sah jeder Einzelnen von uns in die Augen. Zuletzt mir, auf der sein Blick verweilte. Wässriges Blau, still wie ein Bergsee.

»Was sagt ihr? Wollt ihr das annehmen? Bitte. Ihr habt mir das Leben gerettet.«

Monsieur Boberschram übertrieb maßlos. Weder hatte sein Leben je auf dem Spiel gestanden, noch war er mit seinen sechzig Jahren alt. Das muss an dieser Stelle einfach mal gesagt sein – und das meine ich jetzt nicht aus der Perspektive einer, die in langsamen Schritten (oder in schnellen, je nachdem, wie man das sehen mag) auf die hundert zugeht. Das dachte ich mir damals schon. Außerdem hatten nicht *wir* ihn vor dem Raubüberfall gerettet, sondern einzig und allein Malou. Aber Malou war ihm dann doch zu fremd – *Ist ja schon ziemlich sonnengebräunt, dieser junge Mann, doch er spricht, das muss man ihm lassen, verblüffend gut unsere Sprache* –, als dass er seinen Lebensmittelladen in Malous Hände gegeben hätte. Aber uns, womit er mich meinte – das sei ihm eine große Ehre.

Ich wunderte mich sehr über Monsieur Boberschrams Angebot. Wir waren beide in Bois-de-Val aufgewachsen, wir waren so was wie Nachbarn, aber wir hatten nie viel Kontakt miteinander gehabt. Klar, ich kaufte bei ihm ein, meine Mutter hatte bei ihm eingekauft, auch meine Großmutter hatte das getan. Das war schon immer so gewesen, immerhin hatte er bereits als junger Mann den Lebensmittelladen seiner Eltern übernommen. Aber er hatte sich nie groß für mich und meine Familie interessiert. Ganz und gar nicht. Oft war es mir sogar so vorgekommen, dass er mich mied, dass er den Raum verließ, sobald ich ihn betrat, und dass er extra wegsah, wenn ich ihn begrüßen wollte. Es hatte mich nie gestört. Ich nahm an, dass er einfach so war, wie er war: mürrisch, sich selbst genügend, ein Esel eben, aber einer, der es nie leicht hatte in seinem Leben.

In den Gesichtern meiner Kinder hingegen konnte ich etwas ganz anderes als Verwunderung ablesen. Das, was sie an Mimik zum Besten gaben, unmittelbar nachdem Monsieur Boberschram uns sein Angebot unterbreitet hatte, war eindeutig: Der Kakerlakenladen? Na, vielen Dank auch.

Doch es dauerte nicht lange, dann änderten sich ihre Gesichtszüge. Die Haut auf der Stirn glättete sich, die Mundwinkel zogen sich leicht nach oben. Bei Marie blitzte sogleich etwas in ihren Augen auf. Neugierde, Lust, was auch immer. Das Blitzen in den Augen sprang auf ihre Schwestern über. Der Reihe nach sprühten mir plötzlich eine Menge Funken entgegen. Es war ein Feuerwerk der Vorfreude.

Und so nahmen meine Töchter und ich, als hätten wir uns abgesprochen, die Stiele unserer Weingläser in die Hand und hoben sie an. Monsieur Boberschram tat es uns mit zeitlicher Verzögerung gleich. Als das Tönen der Kelche verhallte, die wir aneinandergestoßen hatten, war es beschlossene Sache: Wir wurden Inhaber eines kleinen Ladens, der seine besten Zeiten schon lange hinter sich hatte (in Wahrheit aber noch vor sich haben sollte, wie die Zukunft zeigen würde).

Noch am gleichen Abend fanden wir einen neuen Namen für unser Geschäft: *Chez Malou*. Das waren wir Malou schließlich schuldig. Damit wollten wir ihm unsere Wertschätzung entgegenbringen. Immerhin waren wir nur zu Monsieur Boberschrams Laden gekommen, weil er dem Pifffaff von Urlauber, der ihn hatte ausrauben wollen, eine Schnapsflasche über den Kopf gezogen hatte und weil sich meine Tochter und er zufällig liebten.

Malou dankte uns die Geste der Wertschätzung mit einer Bemerkung, die mich lange beschäftigte. Er sagte: »Der eine bekommt, was dem anderen gehört, und dem anderen gehört, was ihm nicht zusteht, und dem, dem es zusteht, steht es einfach nicht zu, weil es ihm nicht gehört. So ist das Leben.«

Er ist wirklich schlau, unser Malou. Dagegen kann man nichts sagen.

* * *

Als Erstes räumten wir den ganzen Laden aus und holten den Kammerjäger. Ganze drei Mal. Wir waren nicht sicher, ob das ausreichte, immer wieder krabbelte eine Schabe über den Boden, winkte uns mit ihren langen Fühlern zu und wackelte mit ihrem Hinterteil, bevor sie irgendwo in einem Spalt der Mauer verschwand. Also entschieden wir, noch eine Weile abzuwarten, bevor wir uns an die Renovierung des Innenraums machten. Es gab ja auch draußen genug Arbeit zu tun. Das einstige Schild *L'épicerie* hing herunter, Kabel schauten heraus, der Rahmen der großen Fensterscheibe zur Straße hin war völlig verrostet. Auch die Fassade des gesamten Gebäudes musste dringend neu gestrichen werden.

Das alte Fachwerkhaus mit den unregelmäßigen Balken und Streben hatte es wirklich nötig. Die Farbe blätterte bereits an den Läden der vielen kleinen Fenster in den beiden oberen Stockwerke ab, die von Monsieur Boberschram bewohnt wurden und sich über dem *Chez Malou* befanden, das im Erdgeschoss lag. Von einem intakten Putz konnte schon lange nicht mehr die Rede sein. Monsieur Boberschram hatte sich nie ernsthaft die Mühe gemacht, seinen Besitz in Schuss zu halten. Er hatte auch kein Geld dafür ausgegeben, damit jemand anderes das für ihn übernahm. Und so hatten wir einiges zu tun.

Zuallererst bauten wir ein Gerüst auf, das die komplette Frontseite des Hauses bekleidete. Eigentlich waren nicht wir es, die es aufbauten, sondern Malou. Er stand jeden Morgen um fünf Uhr auf, kletterte die Strickleiter vom Baumhaus herunter (Sie hätten mal sehen sollen, wie Bizeps und Trizeps hier miteinander harmonierten!) und begab sich vor Monsieur Boberschrams ehemaligen Laden. Dort stellte er die Fußspindeln so dicht wie möglich vor der Hauswand auf, begann damit, die Diagonalbefestigungen richtig zu justieren, dann nahm er sich die Vertikalrahmen vor, um schließlich die Rückengeländer in die Diagonalbefestigungen einzuhängen.

All das tat er mit einer Seelenruhe, während er leise vor sich hin summte. Als hätte er in seinem Leben nie etwas anderes gemacht, als Baugerüste aufzustellen. Aber er war ja auch vom Fach, hatte vielen im Dorf geholfen, ihre Gebäude zu sanieren.

Nach und nach wuchs das Gerüst vor dem Haus in die Höhe, bis Malou uns eines Morgens beim Frühstück berichtete, er habe Monsieur Boberschram, der sein Schlafzimmer unterm Dach des Gebäudes hatte, beim Schnarchen zugehört. Da wussten wir, dass das Gerüst stand und wir mit der Fassadenfarbe loslegen konnten.

Wir einigten uns auf Rot, nachdem es zwei Abende fürchterlichen Streit darüber gegeben hatte, welches Gelb die richtige Farbe für das *Chez Malou* sein sollte. Sie hätten meine vier hübschen Nervensägen (wenn es zur Sache ging, überschlügen sich ihre Stimmen, für die Ohren kaum zu ertragen) mal hören sollen. Die eine schrie: »Senfgelb! Senfgelb ist toll!« Die andere, »Oh, nein, lieber Zitronengelb«, während die dritte die Hände über dem Kopf zusammenschlug und behauptete: »Das ist nicht euer Ernst! Niemals! Eidottergelb muss das Haus werden.« Coraline, die Jüngste, beharrte auf Pastellgelb, das würde gut zu den grünen Fensterläden passen. Immerhin begründete sie ihren Wunsch, was man von ihren älteren Schwestern nicht behaupten konnte.

Es war Malou, der, wie so oft, den Streit schlichtete. Er sagte: »Das Haus wird in den panafrikanischen Farben gestrichen. In Gedenken an meine Mutter. Basta! Grün die Fensterläden. Die müssen nur noch überlackiert werden. Rot die Fassade. Gelb die Balken.«

Meine vier Nervensägen klatschten begeistert in die Hände, bis alles wieder von vorne losging. »Pastellgelbe Balken«, »Nein, zitronengelbe«, »Ihr spinnt doch, Eidottergelb, das ist das wahre Gelb!« Malou erstickte auch dieses Feuer, das sich entzündete, schnell.

»Schluss jetzt! Die Balken werden sonnengelb!« Den letzten Satz beendete er mit einem Knallen seiner Hand auf den Ess-tisch.« Damit war die Diskussion vorbei.

Die Balken blieben dunkelbraun, so, wie sie waren. Zu viel Arbeit. Und keineswegs sinnvoll. Denn als es so weit war, dass sie gebeizt und gestrichen hätten werden können, interessierte es niemanden von uns mehr, welche Farbe sie bekommen sollten. Alle waren wir froh, nicht noch mehr renovieren zu müssen. Wir hatten Schwielen an den Händen, stanken nach Farbe, und mein Rücken schmerzte von der vielen Schleppe-rei, die die Restaurierung mit sich gebracht hatte. Außerdem war es ja doch auch eine Frage des Geldes. Ich hatte einen Kredit aufgenommen, den ich nur bekommen hatte, weil Monsieur Boberschram für mich bürgte. Keine leichte Situati-on für mich. Was uns allerdings nichts von der Freude nahm, die wir bei der Neugestaltung unserer Zukunft hatten. Mon-sieur Boberschram hatte uns eine Aufgabe vererbt, mit der wir nie gerechnet hätten und die wir mit vollem Eifer und großer Zuversicht annahmen. Wir konnten ja nicht ahnen, wie sehr das Glück bald auf unserer Seite stehen würde. Bis dahin, das kann ich behaupten, waren wir davon nicht wirk-lich verfolgt gewesen.

Bernards Tumor hatte uns alle getroffen. Nicht nur meinen lieben Mann, Gott hab ihn selig. Ihn aber hatte er getötet. Nach monatelangen Qualen, die nur mit Morphium zu lin-dern gewesen waren.

Als Bernard starb, waren wir alle froh. Nicht, dass er gestor-ben war natürlich, sondern dass das Leiden für ihn ein Ende hatte. Leid ist unerträglicher als Gewissheit. Auch so ein Spruch von Malou.

Zu der Erleichterung, die wir verspürten, als Bernard seine Augen für immer geschlossen hatte, gesellten sich eine tiefe Erschöpfung, eine bleierne Trauer und Zukunftsangst. Ich

hatte, als wir meinen lieben Mann beerdigten, vier Kinder im Alter von damals elf, zehn, sieben und fast zwei Jahren großzuziehen. Das war hart, das kann ich Ihnen versichern.

Manchmal wünschte ich mir, ich könnte morgens einfach das Haus verlassen und irgendwo eine Arbeit verrichten. In einem Büro oder wieder in der Apotheke, so wie früher. Ich könnte mal aus dem Fenster sehen und den Wolken beim Vorbeiziehen zuschauen. Ich könnte mit jemandem reden, über ganz alltägliche Dinge wie irgendeine Medikamentenbestellung, die nicht rechtzeitig eingetroffen war, oder über das Wetter. Ich könnte mir mit meinem Gehalt ein neues Kleid leisten, ein Parfüm oder ein Buch, vielleicht sogar ein paar Ohrringe, Perlen oder etwas aus Jade, die mich zum Strahlen brachten. Doch Tatsache war, dass ich seit der Geburt unserer ersten Tochter nicht mehr in meinen Beruf zurückgekehrt war. Wie auch? Irgendjemand musste sich ja um Marie kümmern und um ihre Schwestern, die nach ihr kamen.

Und so verließ ich das Haus nie, jedenfalls nie allein, weil mir gerade der Sinn danach stand oder weil ich schnell mal ein paar Besorgungen erledigen wollte. Ich hatte immer die Kinder bei mir, tagein, tagaus, bis sie irgendwann so groß waren, dass sie auch ohne mich hinausgehen konnten. Aber da war es zu spät, wieder in meinen Beruf zurückzukehren.

Eigentlich hatte ich Préparatrice en Pharmacie gelernt und war als junge Frau jeden Tag nach Colmar gefahren, um dort in einer Apotheke unter der Aufsicht meines Chefs (das war vielleicht ein Kontrolleur, herrje!) Medikamentenbestellungen aufzugeben und Rezepturen zu mischen. Als jedoch Marie zur Welt kam, endete mein Beschäftigungsverhältnis, und ich verdiente auch nichts mehr. Bernard hingegen fuhr weiter Streife (»Ich bin der geborene Gendarm«, pflegte er zu sagen, »weil ich mit Képi besser aussehe als ohne.«) und saß ansonsten seine Zeit im Polizeirevier ab. Es gab nicht viel zu tun für ihn. Die Kriminalität hielt sich in unserer Region in Grenzen.

Bernard hatte als Polizist nicht viel Kapital erwirtschaftet, das er mir hätte hinterlassen können. Nach seinem Tod brachen auch in finanzieller Hinsicht düstere Zeiten für mich an. Es kostete mich viel Kraft, sie allein durch mein Gemüt zu erhellen. Doch ich tat es meinen Töchtern zuliebe und weil Bernard, Gott hab ihn selig, immer sagte, ich trüge die Sonne in mir, daran solle ich denken, wenn dichter Nebel die Sicht beeinträchtige.

* * *

Nachdem wir sicher davon ausgehen konnten, dass keine Kärlake überlebt hatte, nahmen wir uns den knapp dreißig Quadratmeter großen, leer geräumten Lebensmittelladen vor.

Erst säuberten wir den alten, mit Fossilien eingefassten Steinboden, »ein dekoratives Stück Erdgeschichte, wer hätte das gedacht?«, wie Chloé, meine Drittgeborene, sich ausdrückte, bis der sandfarbene Ton wieder zum Vorschein kam, der unter einer jahrzehntelangen Schmutzkruste versteckt gewesen war. Dann verputzten wir die Wände neu, spachtelten jede Ritze zu, in der sich ein Insekt hätte verkriechen können, und malten den Raum aus. Weiß. Rein und klar. Es war befreiend, das zu tun, weitete unsere Sinne und ließ den Ladenbereich größer wirken, als er war.

Kaum trocknete die Farbe an den Wänden, stellten wir die alten Regale auf, die man nach ihrer Grundreinigung nicht mehr wiedererkannte. Malou hatte die kaputten Bretter durch neue ersetzt und dort mit Schrauben versorgt, wo welche gefehlt hatten. Nichts wackelte mehr, auch klebte das Regal nicht mehr, wenn man es anfasste.

Überall, wo man hinsah, glänzte es. Vor allem die polierten Messingverzierungen an der Eingangstür und an der großen

Vitrine, an der wir den alten Tresen durch einen neuen aus heimischem Holz ersetzt hatten. Endlich war es auch wieder möglich, durch das große Fenster zur Straße hin durchzuschauen. Weg waren die toten Fliegen und die Spinnennester, die es in jeder Ecke, in jedem noch so kleinen Winkel gegeben hatte. Es roch frisch, nach Farbe und nach Reinigungsmitteln, überwiegend nach Javelwasser, von dem wir uns eine desinfizierende und vor allem schädlingsabschreckende Wirkung erhofften.

Die Tatsache, dass man jeden unserer Arbeitsschritte sofort sah, fühlte sich gut an. Das gab uns Zuversicht, die wir benötigten, um uns weiter mit viel Energie in unsere neue Aufgabe hineinzustürzen.

Unser ganzer Stolz war die große Markise, die wir anbrachten und die uns eine Stange Geld gekostet hatte, weil wir in großen weißen Lettern *Chez Malou* hatten einsticken lassen – dort, wo die Markise in Wellen herunterhing. Wir investierten auch in kleine runde Bistrosche und passende Stühle dazu. Wir stellten sie vor das Geschäft, auf das Trottoir, das an dieser Stelle breit genug war, um Passanten (so viele gab's ja eigentlich nicht, aber was nicht war, konnte noch werden, dachten wir uns und sollten damit richtigliegen) zum Verweilen einzuladen.

Auf die fünfzig faustgroßen Lampions, die drinnen und draußen angebracht wurden, bestand Marie. Sie sagte, wegen des leuchtenden Bergahorns in unserem Garten kämen stets so viele Gäste zu uns nach Hause, dass wir diesen Ansturm gut auch für unseren Laden nutzen könnten. Ich antwortete ihr, dass ich mir sicher sei, die Zaungäste kämen nicht wegen des beleuchteten Baums. Es läge vielmehr an den lustvollen Geräuschen, die aus ihm herausdrangen, was Marie gekonnt ignorierte. Sie dekorierte den Laden mit einer ungeheuren Detailversessenheit, bis das *Chez Malou* in sattem Rosa erstrahlte. Und sie behielt recht: Die Leute rannten uns von überall her die Bude ein.